

MATT BURGESS



COPS

ROMAN



SUHRKAMP NOVA

suhrkamp nova

MATT BURGESS

COPS

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Johann Christoph Maass

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
Uncle Janice
bei Doubleday, a division of Random House LLC, New York

Erste Auflage 2015
suhrkamp taschenbuch 4629
Deutsche Erstausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
© 2015 by Matthew Burgess
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlagabbildungen: Getty Images
(Fotos: Paul Bradbury, Carlos Hernandez, Tony Shi Photographie)
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46629-2

COPS

Für die echte J.I.,
deren mutige Unredlichkeit dieses Buch
ermöglicht hat.

Nur das Messer kennt den Kürbis von innen.

Guyanisches Sprichwort

Kapitel 1

Zwei schmutzgraue Tauben saßen gut fünfzehn Meter über der Roosevelt Avenue unterhalb der Hochbahngleise in einem Durcheinander aus Stahlträgern. Sie hockten nah beieinander, um warm zu bleiben. In der Nacht zuvor hatte ein später Wintersturm, der bisher schlimmste 2008, die Gehsteige in Weiß gehüllt und die Traufen der Hochbahn dick mit Schnee bepackt. Den Vögeln war es zu kalt zum Gurren. Sie pressten die Flügel fest an den Körper, mit von unbeugsamem Bürgerstolz geschwellter Brust, denn ganz anders als die Rotkehlchen, Zaunkönige, Falken und Weißkehlammern aus dem Hinterland waren die Tauben viel zu sehr Stadtbewohner, um auch nur darüber nachzudenken, im Winter Richtung Süden zu ziehen. Wo sollten sie auch hin? Myrtle Beach? West Virginia? Na klar. Viel Glück dabei, auf den Gehsteigen von Morgantown einen anständigen Bagel zu finden, den jemand weggeworfen hat.

Gut fünfzehn Meter unter ihnen auf der matschigen Roosevelt Avenue lehnte ein übergewichtiger Koreaner an einem der Stützpfeiler der Hochbahn. Reißverschlüsse zogen sich kreuz und quer über die Schultern, Ellbogen, Ärmel und die breite Brust seiner weißen Lederjacke. Der fettige Pony eines derart erbärmlichen Topfschnitts, dass er eigentlich nur ironisch gemeint sein konnte, ging ihm bis zu den Augenbrauen. Er spielte irgendein Spiel auf seinem Mobiltelefon. Oder schrieb womöglich bloß eine extralange Textnachricht. Das blaue Display tauchte sein Gesicht in ei-

nen schaurigen Schein, umgeben vom winterlichen, späten Licht der Rushhour.

Die Tauben spürten ein Kribbeln unter den gespreizten Krallen. Es wurde Zeit. Sie schwangen sich auf zum nächsten Dach, wo die stummeligen Arme der Satellitenantennen ihre platten Fäuste in die Luft reckten. Auch für den Koreaner wurde es Zeit. Als er die Tauben fortfliegen sah, drückte er sich vom Pfeiler ab und ging die paar Schritte zurück auf den Gehweg. Eine Minute später, vielleicht weniger: das Gepolter. Ein kleiner schwarzer Junge, der mit einem nagelneuen Handball dribbelte, hielt inne, um sich die Ohren zuzuhalten. In den nahe gelegenen, zu eng stehenden Wohnblöcken stellten alte Frauen Teetassen zurück auf Untertassen, und junge Frauen steckten die Kappen zurück auf ihre Eyeliner. Die Flyerverteiler auf der Avenue gönnten ihren Stimmbändern eine Pause. All die Mobiltelefonier-Marschierer schickten ihre Anrufer in die Warteschleife. Und endlich kreischte oben der Zug der Linie 7 in Richtung Flushing vorbei. Ein schwerer Schneebrocken – ein richtig fieser Nackenschocker – fiel davon losgetreten von der Traufe und landete mit einem Plopp an der Stelle, wo nur Augenblicke zuvor der Koreaner gestanden hatte. Nachdem der Zug sicher vorübergefahren war, kehrten der und die Tauben auf ihre Posten zurück.

Janice Itwaru ging auf den Koreaner zu. »Hey, yo«, sagte sie.

Er sah noch nicht mal von seinem Telefon auf.

Hoffte sie darauf, dass er Drogen dabei hatte, weil er dunkelhäutig war? Und falls dem so war, machte sie das zur Rassistin? Na ja, irgendwie schon, obwohl vielleicht weniger als die meisten, weil sie selbst dunkelhäutig war, Guyanerin, mit einer Mutter aus der Hauptstadt, Georgetown, und ei-

nem Arschloch von Vater, der in einem wesentlich kleineren Nest geboren und aufgewachsen war, das ausgerechnet Paradise hieß. Aber das nur am Rande, jetzt Folgendes, Rassistismus mal beiseite, der eigentliche Grund, warum sie hoffte, dass der Typ Drogen dabei hatte, war der: Wenn ein normaler Bürger müde wurde, ging er nach Hause oder setzte sich an eine Bushaltestelle, wohingegen nur ein nach Stunden bezahlter Drogendealer, der nirgends hinkonnte, sich mit seiner teuren weißen Jacke gegen einen verpissten Dreckspeiler lehnte. Leider schien sich dieser vermeintliche stundenweise bezahlte Drogendealer mehr für sein Telefon als für den zerknitterten 20-Dollar-Schein in ihrer Gesäßtasche zu interessieren. Aber, hey: keine vorschnellen Schlüsse. Vielleicht hatte seine Mutter ihm bloß eingebläut, nicht mit Fremden zu reden. Vielleicht war der letzte Mensch, dem er vertraut hatte, ein Friseur bei Supercuts gewesen, und schau sich einer an, was dabei herausgekommen war. Vielleicht – und das war unter Umständen am wahrscheinlichsten –, vielleicht hatte er, weil er sie hier noch nie gesehen hatte, auch einfach Angst, sie könnte womöglich ein Undercover-Cop sein. Schön. Kapiert. Falltüren gab es für diese Dealer reichlich. Auf ihrem Weg die Roosevelt entlang, angefangen im Woodside-Viertel in Queens, durch Jackson Heights und jetzt nach Corona hinein, hatten ihr heute sogar die Typen, die sie wiedererkannt hatten, geraten, sich selbst zu ficken, sich selbst zu vergewaltigen. Verglichen mit diesen Arschgesichtern kam der Koreaner rüber wie ein Prinz. Mit Launen konnte sie umgehen. Wenn es darum ging, einen Kauf anzubahnen, rückte sie jedem potenziellen Dealer zu Leibe, nah genug, um das Fast Food im Atem riechen zu können, aber sie wusste auch, wie man einen halben Schritt zurücktrat und dafür sorgte, dass die besonders Paranoiden von selbst zu einem rüberschlurften.

»Ist der Typ schon durchgerauscht?«, fragte sie. Sie wies mit dem Kinn auf die rot-gelbe Bodega auf der anderen Straßenseite. »Der Typ, der sonst immer hier steht?«

Sein Blick zuckte zu ihr hoch, kehrte dann wieder zum Telefon zurück. »*No hablo inglés.*«

Ein Koreaner, der Spanisch sprach? Klar, wieso nicht? Auf diesem Straßenabschnitt, der zu den ethnisch vielfältigsten der Welt gehörte, wo Läden für Saris sich an Verkaufswagen mit Momo-Teigtaschen pressten und die wiederum an Läden, die sowohl Kommunionkleider als auch mexikanische Wrestlingmasken verkauften, war Janice bereit, an jede Form interkulturellen Mischmaschs zu glauben. Noch mal: Kapiert. Weil sie wie alle ihre Arbeitskollegen süchtig nach der zuckrigen Fernsehschmonzette *Rubí* war, die auf Kanal 47 in Wiederholung rauf- und runterlief, sagte Janice: »Du weißt schon. Der Typ. *El hombre siempre de la tienda.*« Der, der immer hier steht.

»Nickt sprecke Spaniss«, sagte der Koreaner.

Empört, oder eher Empörung vortäuschend, schob sie den Gurt ihrer Handtasche auf ihrer Schulter zurecht und stürzte auf die Straße, ohne nach rechts und links zu schauen. Jemand in der Nähe schrie auf. Ein dunkelblaues illegales Taxi schlitterte durch den Matsch und kam nur Zentimeter vor Janice' Hüfte zum Stehen. Sie hatte gewollt, dass es knapp würde, aber nicht so knapp. Ihre Fingerspitzen strichen über die warme Motorhaube, als streichle sie eine riesige, schnurrende Raubkatze. Im Wageninnern zitterte auf dem Armaturenbrett eine Muttergottes mit Schleudertrauma. Der Taxifahrer schien zu perplex, um zu hupen, aber alle anderen Autofahrer hoben in seinem Namen zu einem Hupkonzert an. Jetzt musste der Koreaner sie anschauen.

Sie lief durch den ins Stocken geratenen Verkehr auf die

grelle Lichter der Bodega zu. Davor, wie cool war das denn, standen zwei Relikte eines früheren New York, als die Leute noch mit Kleingeld herumliefen statt mit Mobiltelefonen: ein münzbetriebenes, musizierendes, sich auf und ab bewegendes Ein-Mann-Fahrgeschäft, das bei Kindern eine halbe Minute lang für Ruhe und Faszination sorgte – in diesem Fall kein Fantasie-Einhorn oder fliegender Elefant, sondern ein wirklichkeitsnahes gelbes Taxi, wenn auch ohne Rücksitz; und gleich daneben ein Münztelefon, noch immer funktionsfähig, der Hörer glitschig vor Bazillen. Beide warteten darauf, benutzt zu werden. Die Schilder der Bodega warben – wie schon vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren – für »LOTTOSCHEINE« und »KALTES BIER«, während ein handgeschriebener Zettel jüngeren Datums ein »HEILMITTEL GEGEN BETTWANZEN« versprach.

Falls die Überwachungskamera an war, sah man auf dem Monitor jetzt wahrscheinlich eine körnige, schwarz-weiße Janice, die die Gänge auf und ab lief. Sie überflog die Zeitungsschlagzeilen. »HIGH NOON« schrieb die *Post*. »Duell zwischen Hill & Obama« stand unter einem Bild der Präsidentschaftskandidaten mit Photoshop-Cowboyhüten. Die beiden sahen aus wie Arschlöcher, dachte Janice. Sie las die Nährstoffangaben auf einer Packung Hamburger Helfer (mies). Verglich Red Bull mit zuckerfreiem Red Bull. Weil ihr die Füße wehtaten, weil sie fror und Durst hatte und ohnehin mindestens 50 Cent Kleingeld brauchte und weil sie theoretisch befugt war, während der Arbeitszeit drei alkoholische Getränke zu konsumieren, kaufte sie eine Maxidose Modelo Especial, zahlte aber nicht mit der 20-Dollar-Note in ihrer Gesäßtasche, sondern mit ihrem eigenen Geld, und trank das ganze Teil vor der Kasse stehend leer, während der nervöse pakistanische Bodega-Mann sie fortzugestikulieren versuchte.

Draußen auf dem Gehsteig rülpste sie. Verzeihung! Noch immer lehnte der Koreaner auf der anderen Straßenseite am Pfeiler, aber jetzt war sie es, die ihn keines Blickes würdigte, zumindest nicht direkt. Das Musik-Taxi hatte inzwischen einen Fahrer gefunden: einen kleinen Jungen, der mit beiden Händen am Steuer saß, als habe er Angst, einen Unfall zu verursachen. Sein Vater, oder zumindest der Mann, den Janice für seinen Vater hielt – ein Latino in den Zwanzigern, der die graue Nylonuniform und die billigen Kunstlederschuhe eines Pfortners oder Wachmanns trug –, stand daneben und quasselte in ein Handy. Er war nicht der Typ, von dem Janice gesprochen hatte, *el hombre de la tienda*, weil es den in Wirklichkeit nämlich gar nicht gab.

»Hey, wo geht's nach Corona?«, fragte sie den Pfortner.

»Bitte?«, sagte er. Er schirmte das Telefon mit einer Hand ab, um eine wütende Frauenstimme zu dämpfen, die aus dem Lautsprecher lamentierte. »Sie *sind* in Corona«, sagte er.

»Echt jetzt?«, sagte Janice. »Und wo geht's nach Manhattan?«

Als er in Richtung Osten zeigte, trat sie einen Schritt zur Seite, um dem Koreaner einen besseren Blick zu ermöglichen. Er sah, so hoffte sie jedenfalls, eine gierige Süchtige, die nach dem Zufallsprinzip irgendeinen Vogel fragte, wo denn ihr Dealer war. Du weißt schon. Der Typ.

Sie nahm an, der Koreaner beobachtete, wie sie den Hörer des Münztelefons nur mit den Fingerspitzen abhob, Vierteldollarmünzen in den Kasten warf und die Nummer desjenigen wählte, von dem er hoffentlich annehmen würde, es sei ihr Dealer oder vielleicht jemand, der wusste, wo ihr Dealer steckte. Oder vielleicht die Nummer eines anderen Dealers, den sie kannte, vor irgendeiner anderen Bodega. Ihre Mutter nahm beim zweiten Klingeln ab.

»Ich bin's«, sagte Janice.

»Wo bist du? Ist alles in Ordnung?«

»Mir geht's gut, aber ich muss heute Nacht womöglich ein paar Überstunden machen.« Hochgradig abergläubisch, aber mangels Holz, um mit den Knöcheln darauf zu klopfen, nahm sie die Stirn, pock, pock. »Ich komme wahrscheinlich erst sehr spät nach Hause«, sagte sie. »Okay? Schreibst du das an die Tafel?«

»Was höre ich denn da für einen Krach?«

»Ein Karussell«, sagte Janice. »Schreibst du bitte an die Tafel, dass ich wahrscheinlich erst sehr spät nach Hause komme?«

Janice hatte letztes auf der Arbeit ein Etikettiergerät beschlagnahmt, um damit kleine Aufkleber für ihre Mutter zu stanzen. »SCHLIESS MICH AB, SÜSSE«, klebte über dem Riegel der Hintertür. »SCHALT MICH AUS, HEISER FEGER« über den Drehknöpfen am Herd. Die an die Küchenwand genagelte Tafel war für die eher temporären Dinge wie »leinsamen kaufen«, »arzt wg. termin«, »keine panik: jan hat angerufen, muss lange arbeiten«. Bei Savita Itwaru – kurz Vita, ganz objektiv gesehen die schönste Frau der Welt, deren Hände stets nach der Lavendellotion rochen, die Janice' Schwester ihr jedes Jahr zu Weihnachten schenkte – waren vor sechzehn Monaten erste Anzeichen von Demenz diagnostiziert worden.

»Das brauch ich nicht aufzuschreiben«, sagte sie.

»Okay, aber es wäre wesentlich einfacher, wenn ...«

»Was?!«, schrie Vita. »Ich kann dich kaum verstehen!«

»Ich meine nur, wenn du es einfach aufschreiben ...«

»Was?!«

Janice legte die Stirn an den Windschutz, dessen metallische Kälte mühelos durch ihre braune Hafenarbeiter-Müt-

ze biss. Ihre Augen schmerzten. Ein Aufkleber warb für unkonventionelle spiritistische Dienste und versprach angemessene Preise. »GEBEN SIE DIE HOFFNUNG NICHT AUF« stand dort. »BESUCHEN SIE MADAM SANDRA.« Ein früherer Anrufer – womöglich sogar Janice selbst, ohne es gemerkt zu haben – hatte die vier Ecken des Aufklebers abgeknibbelt. »Hör zu, Ma«, sagte sie. »Ich muss los, okay?«

»Pass auf dich auf«, sagte Vita, ihre Standardformel beim Abschied.

Janice wartete, bis ihre Mutter aufgelegt hatte, dann knallte sie den Hörer auf die Gabel. Sie steckte den Finger in den Geldrückgabeschlitz, nur für den Fall, aber das metallene Klappendings ließ sich nicht ganz aufdrücken, womöglich weil der Schacht mit Wattebüschen vollgestopft war, ein alter Trick, den ihr Vater ihr vor vielen, vielen Jahren beigebracht hatte. Später kam man dann mit einem Kleiderbügel zurück und holte sich eine Wochenladung Klimpergeld raus. Die Lektion ihres Vaters wie stets: Es gibt da eine Welt jenseits dieser Welt, glamouröser wegen ihrer nach Zigarre riechenden Schäbigkeit, mit so unterschiedlichen Zugangswegen wie der offenen Hand eines Platzanweisers oder dem dunklen Schacht eines Münztelefons. Sie nahm den keimigen Hörer noch einmal ab und knallte ihn wieder auf die Gabel. Nach einem letzten Blick auf den Jungen in seinem Taxi steuerte sie die andere Seite der Avenue an, vorsichtiger diesmal, schaute nach rechts und links, bevor sie die Straße überquerte.

Als sie den Koreaner passierte, sagte er: »Hey, Hübsche, was soll's denn sein?«

Er schlug mit der Faust gegen die Tür des Apartments. Auf dem Weg hierher hatte er ihr gesagt, sie solle ihn Marty nennen, und ihr versprochen, sein Kumpel würde sie mit zwei Röhrchen Spitzen-Crack für nur zehn Dollar das Stück versorgen. Familien-Rabatt. Sie hielt das Geld in der Faust, auf alles gefasst, hoffte, dass sie das Apartment in weniger als einer Minute wieder verlassen könnte, mit Marty *und* den Drogen. Sie brauchte ihn draußen, damit die Drogenfahnder ihn wegen Beihilfe zum Verkauf von Betäubungsmitteln schnappen konnten, nicht mehr als eine Ordnungswidrigkeit. Er klopfte erneut an die Tür, aus irgendeinem Grund dieses Mal sanfter, als übermittelte er eine geheime Botschaft. Eine Mesusa war mit zwei winzigen goldenen Schrauben am Türrahmen befestigt. Bevor Marty nochmals klopfen konnte, öffnete ein Weißer mit besonders heller Haut die Tür. Breit wie Marty, aber rund fünfzehn Zentimeter kleiner. Mit seinen Anfang bis Mitte vierzig war er wesentlich älter, als sie erwartet hatte. Er hatte Stielwarzen an den Augenbrauen. Aber er kleidete sich jugendlich, trug weite Shorts, die über die Knie gingen, und ein Anchor-Steamp-Radrenntrikot, das ihm zu eng war. Etwas, das entfernt an einen blonden Schnurrbart erinnerte, wuchs ihm in den Mundwinkeln. Ihre Anwesenheit im Flur schien er mit einem halbsekündigen Blick zu registrieren, danach sah er nur noch Marty an, ohne sichtbare Anzeichen des Widererkennens, das Gesicht ausdruckslos, als würde er für ein Passfoto posieren. Vielleicht hatten sie an der falschen Tür geklopft, dachte sie, aber nein: Ein plötzliches Kopfzucken wies ihnen den Weg ins Apartment, in dem es höllisch heiß war. Alle Heizkörper schepperten. Die Kochzeile war vollgestellt mit dreckigen Eisenpfannen – als sie das sah, war sie sich sicher, im Apartment eines Crack-Dealers gelandet zu

sein. »WILLKOMMEN« stand auf einer Fußmatte. Sie lag im Innern des Apartments, nicht draußen im Flur, womöglich um zu verhindern, dass sie geklaut wurde. »BITTE PFOTEN ABTRETEN.« Hinter ihr schob Marty den Türriegel vor, das Geräusch, das sie am allerwenigsten mochte.

Gesprochen hatte bisher niemand. Der Dealer machte weder Anstalten, ihr den Mantel abzunehmen, noch, sich vorzustellen, er sprach auch nicht mit Marty, der sich in den hinteren Bereich des Apartments aufmachte. Ein wenig o-beinig, ganz so, als sei das Radtrikot nicht eine bloße Liebhaberei, führte der Dealer sie ins Wohnzimmer, wo ein wütender Pitbull sich in seinem kleinen Hundebettchen hochwuchtete und sie anzubellen begann. Alle Muskeln der geschmeidigen Rückenpartie waren angespannt. Das Gewölbe seines schnappenden Mauls sah zerklüftet aus wie ein ausgetrockneter Wildbach. Doch statt wie der Blitz über das Parkett hinwegzurasen und Janice an die Gurgel zu springen, blieb der Hund fürs Erste in seinem fusseligen Bett, als wollte er es partout nicht verlassen. Ein mächtig schwangerer Bauch mit geschwellenen rosafarbenen Zitzen hing bis auf den Boden. Der Raum roch nach Zigaretten. Die Fenster waren alle geschlossen, die staubigen Rollos heruntergezogen. Es stand auch noch anderes Gerümpel herum – ein Futon, ein Korbsessel, an den Wänden hingen Amateurgemälde von Städte-Skylines –, aber sie musste sich anstrengen, um sich überhaupt auf etwas anderes als das Hundegebell konzentrieren zu können. In der Faust hielt sie noch immer den 20-Dollar-Schein umklammert. In erster Linie daran interessiert, dass der Hund in seinem Hundebettchen blieb, gab sie seinem Herrchen nach und ließ zu, dass er sie weiter in den Raum hineinführte. Sie wusste nicht, was sie sonst tun sollte. Je weniger sie sich sträubte, so hoffte sie, umso

eher würde sie wieder gehen können. Auf die Anweisung hin, sich zu setzen – die ersten Worte, die er überhaupt zu ihr gesagt hatte –, fiel sie rückwärts in den riesigen runden Papasansessel. Eine Baby-Glock-9mm-Pistole lag ganz unten in ihrer Handtasche. Ein kleiner Streifen Pflasterband fixierte ein nicht funktionsfähiges Kel-Mikro zwischen ihren Brüsten. Wenn sie als verdeckte Ermittlerin auf die Straße ging, dachte sie jedes Mal, möglicherweise umzukommen, aber trotz der Fahnder in dem Chevy Impala ein paar Blocks entfernt, trotz ihres Partners und Schattens Chester Tevis, der vielleicht gleich auf der anderen Straßenseite unter der Markise des peruanischen Restaurants stand, hatte sie sich noch nie so alleine gefühlt wie jetzt. In dieser Fliegenfalle von Stuhl reichten ihre Füße nicht mal bis zum Boden.

»Geronimo!«, sagte der Dealer, und der Pitbull hörte auf zu bellen. Erschöpft und außer Atem ließ er sich im Hundebettchen auf die Seite fallen. Aus seinem Maul entrollte sich eine dunkle Zunge.

»Gutes Mädchen«, sagte der Dealer, wobei er Janice ansah.

Er verließ den Raum. In allen Heizungsrohren schwebten die winzigen Männer weiterhin ihre winzigen Hämmer. Schweiß lief ihr am Oberkörper hinab. Sie fragte sich, ob sie schneller zur Tür rennen konnte als ein schwangerer Hund, verschwinden konnte, bevor der Dealer zurückkam, aber da kam er schon, mit seinem o-beinigen Gang und einer großen Dose Raumspray. *Pure Citrus Lemon*. Er zielte damit auf die Decke und drückte zu lange auf die Düse, so als wollte er die komplette Dose entleeren. Sie hustete in ihre Armbeuge. Ein widerwärtig zitroniger Nebel benetzte ihr Gesicht.